

SUBSTANZ

Ausgabe 12/2023

Das URETEK Magazin für Architekten, Bauingenieure und Geologen

Hereinspaziert?!

Schwerpunktthema
Barrierefreies
Bauen



URETEK[®]
BEWAHREN, WAS UNS TRÄGT

SCHWERPUNKT - BARRIEREFREIES BAUEN

Inklusion: mehr als Barrierefreiheit

Menschen mit den unterschiedlichsten Behinderungen wünschen sich ein selbstbestimmtes Leben in der Mitte der Gesellschaft. Barrierefreiheit ist dafür eine wichtige Grundvoraussetzung.

Für eine wirksame Inklusion von Menschen mit Behinderung ist in der Praxis jedoch vieles Mehr im Blick zu behalten. Erfahren Sie, worauf Sie bei der Planung und dem (Um-) Bau von Wohnungen, Häusern und Quartieren achten müssen und wo Sie kompetente Beratung erhalten.



„Inklusion in Deutschland? Setzen, sechs!“ titelte *Der Spiegel* [1] Anfang September, als die deutsche Bundesregierung ihre Fortschritte in der Umsetzung der Behindertenrechtskonvention an den zuständigen UN-Fachausschuss berichtete. Ein großer Kritikpunkt des Ausschusses ist die weitgehende Ausgrenzung von Menschen mit Behinderungen in Wohneinrichtungen. [2] Eine Studie des Infas-Institut zeigt, dass Menschen mit Behinderung in Einrichtungen häufig einen fremdbestimmten Alltag leben und nur selten an Aktivitäten außerhalb teilnehmen. [3]

Die Bundesregierung hat in den letzten Jahren das Bundesteilhabegesetz und andere Reformen auf den Weg gebracht, um das selbstbestimmte Wohnen, eingebunden in die Gesellschaft, zu fördern. Ob die Reformen den gewünschten Effekt haben, ist unter anderem stark von den baulichen Gegebenheiten abhängig. Sie geben den Rahmen, in dem Inklusion gelingen kann. Jedoch ist Vorsicht angebracht: Inklusion ist kein Selbstläufer und barrierefreie Wohnungen allein sind keine Garantie für ein inklusives Miteinander. So zeigt die Infas-Studie, dass alleinlebende Menschen mit Behinderung, die

ambulant unterstützt werden, häufiger von Einsamkeit und sozialer Isolation betroffen sind als Menschen ohne Behinderung.

In Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Innovationsnische für inklusive Wohnformen herausgebildet: Private Initiativen von Menschen mit Behinderungen und Angehörigen, Träger der Behindertenhilfe und Wohlfahrtsverbände sowie gemeinwohlorientierte Wohnungsbauakteure zeigen mit ihren Projekten, wie Menschen mit Behinderungen selbstbestimmt und eingebunden in die Gesellschaft leben können. Viele von ihnen haben sich im Verein **WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V.** zusammengeschlossen. **WOHN:SINN** setzt sich mit seinen rund 140 Mitgliedern dafür ein, dass mehr Menschen mit Behinderung inklusiv wohnen können. Dazu betreibt der Verein ein Onlineportal, berät bei der Planung und Umsetzung inklusiver Wohnprojekte, setzt inklusives Wohnen auf die politische Agenda und führt Forschungsprojekte durch.

Aufbauend auf den Erfahrungen aus der Praxis und aktuellen wissenschaftlichen Publikationen (u.a. [4] [5]) hat **WOHN:SINN** vier Prinzipien entwickelt, die es bei der Planung und Umsetzung von Wohnungen, Häusern und Quartieren zu beachten gilt. So soll Wohnraum Begegnung anregen und Vereinsamung entgegenen (Interaktivität) sowie unterschiedliche Bedarfe und Lebensverläufe berücksichtigen (Adaptivität). Zudem ist es wichtig, Wohnen und andere Lebensbereiche wie Arbeit, Freizeit oder Kinderbetreuung in Einklang zu bringen (Konnektivität) und allen einen barrierefreien und selbstbestimmten Alltag zu ermöglichen (Assistivität) (Bild 1).

Die Prinzipien reagieren auf die aktuellen Trends auf dem Wohnungsmarkt und bergen entsprechend Vorteile für die gesamte Gesellschaft, nicht nur für Menschen mit Behinderungen. Im Folgenden lernen Sie Bausteine kennen, um die vier Prinzipien in der Praxis umzusetzen.

Begegnung und Gemeinschaft anregen („Interaktivität“)

Eine zentrale Erkenntnis aus der Arbeit von **WOHN:SINN** ist, dass Begegnungen und ein inklusives Miteinander zwischen Menschen mit und ohne Behinderung nicht von allein entstehen. Vielmehr braucht es gemeinsame Aktionen und Räume, die Begegnung ermöglichen. Dabei ist Gemeinschaft grundsätzlich als ein Spektrum zu verstehen, das über die Ebenen von Quartier, Haus und Wohnung unterschiedlich intensiv ausgeprägt sein kann. Diese unterschiedlichen Ausprägungen sind wichtig, da sich Menschen in unterschiedlichen Intensitäten an Gemeinschaft wohlfühlen. Was für den einen angenehm ist, kann jemand anderen überfordern.

Auf Quartiersebene sind es häufig Nachbarschaftstreffs, Mehrgenerationenhäuser oder ein professionelles Quartiersmanagement, die ein gemeinsames Tun mit sich bringen. In Häusern können Gemeinschaftsräume oder Sharing-Angebote ein Miteinander anregen. Hierzu zählen beispielsweise gemeinschaftlich genutzte Dachgärten, Waschräume oder Gästewohnungen. Eine beliebte Form für ein sehr aktives Miteinander ist die inklusive Wohngemeinschaft. Hier leben Menschen mit Behinderung mit anderen jungen Menschen wie Studierenden Tür an Tür. Häufig unterstützen die nicht-behinderten WG-Mitglieder ihre behinderten Mitbewohner:innen in festgelegten Diensten im Alltag und zahlen im Gegenzug keine oder eine reduzierte Miete („Wohnen für Hilfe“).

Inklusive Wohngemeinschaften werden architektonisch oft als sogenannte Clusterwohnungen geplant. Diese neue Wohnform hat ihren Ursprung in der Schweiz und wird immer häufiger auch in Deutschland realisiert: Eine Clusterwohnung ist eine Kreuzung

	interaktiv (Gemeinschaft)	adaptiv (Flexibilität)	konnektiv (Verbindung)	assistiv (Unterstützung)
Wohnungen				
Häuser				
Quartiere				
..., die	... Begegnungen anregen und Vereinsamung entgegenen,	... diverse Bedarfe und Lebensverläufe berücksichtigen,	... Wohnen und andere Lebensbereiche in Einklang bringen,	... einen barrierefreien und selbstbestimmten Alltag ermöglichen.

Bild 1: Moderne Wohnoptionen in einer inklusiven Gesellschaft (eigene Weiterentwicklung von Dürr und Kuhn, 2022).

aus Kleinstwohnungen und einer Wohngemeinschaft. Der private Wohnraum ist mit einem eigenen Bad und teilweise einer kleinen Teeküche ausgestattet. Die Gemeinschaftsfläche setzt sich aus einzelnen oder mehreren Wohn- und Essbereichen zusammen; weitere Sanitärräume, Staufflächen oder flexibel nutzbare Gästezimmer können ebenfalls dazuzählen. Clusterwohnungen sind in der Regel sehr groß, von ca. 250 m² bis zu 600 m² Fläche. Eine Studie des Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) kommt zu dem Schluss, dass diese Wohntypologie für inklusive WGs besonders gut geeignet ist. Den Bedürfnissen nach Rückzug und individueller Pflege wird sie ebenso gerecht wie dem Wunsch nach Begegnung und Unterstützung durch die Gemeinschaft. [6]

Miteinander kann in verschiedenen Formen stattfinden. Deshalb ist es sinnvoll, in Wohngemeinschaften mindestens einen „lauten“ und einen „leisen“ Gemeinschaftsraum einzuplanen, beispielsweise eine Wohnküche und ein Fernsehzimmer. Außerdem bedeutet ein inklusives Miteinander immer, Win-Win-Situationen herzustellen. Eine Familie aus der inklusiven Haus- und Hofgemeinschaft in



Bild 2: In einer inklusiven Wohngemeinschaft leben Menschen mit und ohne Behinderung zusammen.

Ludwigsfeld bei München beschreibt ihren Benefit folgendermaßen: „Die Mischung aus Gruppe und Privatsphäre ist für uns als Familie ideal. Wir haben viele motivierte Babysitter im Haus und müssen nicht jeden Abend kochen. Wenn es uns oder den anderen zu viel wird, gehen wir in unsere eigene Wohnung.“

Diverse Bedarfe und Lebensverläufe berücksichtigen („Adaptivität“)

Die Anforderungen an den eigenen Wohnraum ändern sich im Laufe des Lebens schleichend oder auch plötzlich wie zum Beispiel durch Unfall, Krankheit, Schwangerschaft oder Scheidung. Dennoch wollen die meisten Menschen in ihrem gewohnten Umfeld bleiben, wo sie ihr soziales Netz gesponnen haben. Adaptivität mitzudenken bedeutet zum Beispiel, in einem Quartier ein diverses Angebot an Wohnoptionen (Familienwohnungen, Einzelapartments, Clusterwohnungen etc.) vorzusehen. Wichtig sind dabei weitgehende Barrierefreiheit und die Mischung aus geförderten und nicht-geförderten Wohnungen, sodass jedem Mensch Wahlmöglichkeiten offenstehen. Ein barrierefreies Einzelapartment im Erdgeschoss eines sonst nicht-barrierefreien Wohngebäudes wird womöglich eine nötige Vorgabe erfüllen, Adaptivität wird dadurch jedoch nicht ermöglicht.

Gerade beim rollstuhlgerechten Wohnraum finden Angebot und Nachfrage mancherorts nicht zusammen. Denn Menschen benötigen nicht irgendwo eine geeignete Wohnung, sondern dort, wo auch die anderen Bedingungen erfüllt sind (soziales Netz, Arbeitsstelle, Infrastruktur etc.). So kommt es trotz des großen Mangels an rollstuhlgerechten Wohnungen immer wieder zu Fehlbelegungen. Ein möglicher Ausweg ist, Wohnraum grundsätzlich so zu planen, dass er bei Bedarf mit angemessenem Aufwand rollstuhlgerecht umgebaut werden kann.

Neben Umbaumöglichkeiten können auch sogenannte „Schalt-räume“ Flexibilität ermöglichen. [7] Dabei handelt es sich um Zimmer zwischen zwei Nachbarwohnungen, die entweder zur einen oder anderen Wohnungen „zugeschaltet“ werden können. „Joker-Räume“ sind Zimmer, die bewusst für verschiedene Nutzungen der Bewohner:innen offengehalten sind und flexibel angemietet werden, z. B. als zusätzliches Arbeitszimmer. [4] Gleichsam können Gemeinschaftsräume so gestaltet werden, dass sie unterschiedlichste Nutzungen zulassen – von Coworking bis Tanztheater.

Wohnen und andere Lebensbereiche in Einklang bringen („Konnektivität“)

Der eigene Wohnraum ist Lebensmittelpunkt und als solcher mit allen weiteren Lebensbereichen eng verknüpft. Dazu gehört allem voran die Arbeit, aber auch Einkauf, Freizeit, Kinderbetreuung, Pflege und vieles mehr. Eine Behinderung geht häufig mit eingeschränkter Mobilität einher. Bei der Planung eines inklusiven Quartiers ist deshalb darauf zu achten, dass die alltäglichen Dinge nahegelegenen und barrierefrei erreichbar sind. So sollte der Öffentliche Personen-Nahverkehr (ÖPNV) für jeden Menschen uneingeschränkt nutzbar sein. Zudem werden ausreichend Behindertenparkplätze und an gegebenen Stellen Anfahrtszonen für Fahrdienste oder Taxis benötigt.

Auch Arbeitsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung sollten im Quartier Berücksichtigung finden. Inklusionscafés und Inklusionshotels sind nur zwei Möglichkeiten, die bereits vielerorts Arbeitsplätze außerhalb der klassischen Werkstätten für Menschen mit Behinderung bieten. Innerhalb des Hauses können Arbeitsmöglichkeiten ebenfalls mitgedacht werden. In einem Wohnprojekt in Berlin bietet die inklusive Wohngemeinschaft im Erdgeschoss eine Art „Concierge-Service“ an. Unter anderem werden dort Pakete für alle Hausbewohner:innen angenommen und verteilt.

Angeschoben durch die Pandemie, hat die Bedeutung von Home-Office rasant zugenommen. Dies kommt auch vielen Menschen mit Behinderung zugute, die sich zuhause ihren barrierefreien digitalen Arbeitsplatz einrichten. Wem dafür in der eigenen Wohnung der Platz fehlt, dem ist mit einem Coworking-Space oder Joker-Zimmer (s. o.) geholfen.

Einen selbstbestimmten Alltag ermöglichen („Assistivität“)

Jeder Mensch kann im Laufe seines Lebens eine Behinderung erwerben, im höheren Alter wird dies immer wahrscheinlicher. Mit Blick auf den demographischen Wandel ist die Frage, wie wir alltägliche Hilfebedarfe abdecken, ein zentrales Zukunftsthema unserer Gesellschaft. Gleichzeitig tritt der Fachkräftemangel in den Sozial- und Pflegeberufen deutlich zu Tage. Entsprechend müssen inklusive Wohnsettings möglichst wenig personalintensiv sein, um sich in der Praxis zu beweisen.



Bild 3: In der Planung inklusiver Wohnoptionen muss die alltägliche Unterstützung berücksichtigt werden.



Bild 4: Der Verein WOHN:SINN berät bei der Planung und Umsetzung inklusiver Wohnformen.

Für die Planung von Quartieren, Häusern und Wohnungen bedeutet dies dreierlei. Erstens muss Raum für die nötige Assistenz vorgesehen werden. Beispielsweise ein Pflegestützpunkt im Quartier oder ein Zimmer für einen nächtlichen Betreuungsdienst innerhalb eines Wohnhauses. Betreute Appartements können in Nähe zu einer inklusiven Wohngemeinschaft geplant werden. Dadurch wird die Koordination von Diensten einfacher. Zweitens helfen technische Mittel, die nötige Assistenz zu reduzieren oder smart zu organisieren. Beispiele hierfür sind Notrufsysteme, digitale Pflegedokumentationen oder Alltagshelfer wie Erinnerungssysteme zur Medikamenteneinnahme. Vieles davon wird aktuell unter dem Schlagwort „Ambient Assisted Living“ diskutiert. Drittens ist wichtig zu verstehen, dass nicht jede Hilfestellung eine Fachkraft benötigt. Entsprechend gilt es, die Unterstützungspotenziale der Bewohner:innen untereinander zu nutzen. Hierzu gibt es Konzepte wie „Wohnen für Hilfe“, in denen Dienste im Gegenzug zu vergünstigtem Wohnraum geleistet werden (s. o.). Auch andere Formen des ehrenamtlichen und nebenberuflichen Engagements können einen Beitrag leisten und dadurch niedrigschwellige Beschäftigungsmöglichkeiten im Quartier schaffen.

Je nach Ausgestaltung der Wohnform ist es wichtig, die ordnungsrechtlichen Regelungen abzuklären. Jedes Bundesland legt für sich fest, wann eine Wohnform als Heim bzw. als sogenannte „besondere Wohnform“ gilt und welche Qualitätsstandards – darunter auch bauliche Anforderungen – dafür zu erfüllen sind. In Bayern regelt dies beispielsweise das Pflege- und Wohnqualitätsgesetz (PfleWoqG) und in NRW das Wohn- und Teilhabegesetz (WTG). Neben dem rechtlichen Aspekt ist architektonisch zu empfehlen, eine klinische Heimästhetik zu vermeiden und stattdessen eine ansprechende Atmosphäre zu gestalten. Vielerorts wird schon jetzt barrierefreier Wohnraum als „Komfortwohnen“ angepriesen.

Fazit: Beteiligung und Beratung von Anfang an

Wie die Ausführungen zeigen, gibt es zahlreiche hilfreiche Bausteine, die für die Planung inklusiver Wohnungen, Häuser und Quartiere bereits erprobt wurden. Niemand muss das Rad neu erfinden. Die Herausforderung ist, die richtigen Bausteine zu identifizieren, die auf die lokalen Bedarfe am besten passen. Eine frühe Einbindung von Menschen mit Behinderung und den relevanten Akteuren vor Ort ist deshalb sehr zu empfehlen. Nicht umsonst lautet der Slogan der Behindertenrechtsbewegung: „Nichts über uns ohne uns.“

Mit dem Bau oder Umbau von Wohnraum werden zukünftige Lebensrealitäten in Stein gemeißelt. Frühe Planungsfehler können in späteren Phasen oft nur aufwendig ausgebessert oder nachgerüstet werden. Genauso wichtig wie die lokale Beteiligung ist deshalb eine fachliche Beratung und Begleitung. Das WOHN:SINN-Bündnis steht bundesweit als kompetenter Ansprechpartner zur Verfügung, mit vier Regionalstellen in Bremen, Dresden, Köln und München. Eine digitale Erstberatung und viele weitere Angebote sind dank Förderungen der Aktion Mensch Stiftung und weiterer Geldgeber kostenfrei.

Literatur

- [1] Schindler, F. (2023): Inklusion in Deutschland? Setzen, sechs! Spiegel Online am 3.9.2023: Rechte von Menschen mit Behinderungen: Schlechte Noten für Deutschland – DER SPIEGEL
- [2] UN, Committee on the Rights of Persons with Disabilities (2023): Concluding observations on the combined second and third periodic reports of Germany. UN Doc. CRPD/C/DEU/CO/2-3
- [3] Infas (2022). Repräsentativbefragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungen. Abschlussbericht. Berlin: Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Forschungsbericht Nr. 593.
- [4] Dürr, S.; Kuhn, G. (2022): Wohnoptionen. Gemeinschaftsorientiert – produktiv – adaptiv. Ludwigsburg: Wüstenrot Stiftung.
- [5] Köpcke, J.; Köpcke, T. (2022): Gelingensbedingungen für inklusive Wohnformen: Abschlussbericht der partizipativen Praxisbegleitforschung des Projekts „Inklusiv wohnen – selbstbestimmt zusammenleben“. WOHN:SINN – Bündnis für inklusives Wohnen e.V. & Medical School Berlin. Online verfügbar unter: www.wohnsinn.org/fileadmin/Redaktion/PDFs/WOHN_SINN_Gelingensbedingungen_Forschungsbericht_BarrierefreiesPDF.pdf
- [6] Prytula, M.; Lutz, M. (2020): Clusterwohnungen. Eine neue Wohnungstypologie für eine anpassungsfähige Stadtentwicklung. Bonn: BBSR.
- [7] LaFond, M.; Tsvetkova, L. (Hg.) (2017): CoHousing inclusive. Selbstorganisiertes, gemeinschaftliches Wohnen für alle; self-organized, community-led housing for all. Berlin: Jovis.

Fotos: © Daniela Buchhols

Autor



Tobias Polsfuß
Geschäftsführung und
Strategieentwicklung
WOHN:SINN – Bündnis für
inklusives Wohnen e.V.
www.wohnsinn.org